Befreiung aus der Isolation

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **88 (1979)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-548730

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Befreiung aus der Isolation

Isolation – ein hartes Wort, harte Wirklichkeit für behinderte Menschen. Die Behinderung wird zur Schranke zwischen dem Betroffenen und seiner Umwelt, zur Barriere, zur Abgrenzung zwischen zwei Welten. Bei körperlicher Behinderung ist diese Schranke mit gutem Willen zu überwinden, wenn der Gesunde den ersten Schritt tut, wenn er den Behinderten akzeptiert und als Persönlichkeit respektiert, wenn er Hand bietet zum Kontakt, zum Zusammengehen.

Zu einer Gruppe von Behinderten jedoch bleibt der Zugang äusserst schwierig. Zum Blinden werden Ton und Sprache zur Brücke; die Sicht auf die Welt und das Abbild der Welt werden zur Brücke zum Gehörlosen. Der Taubblinde jedoch, dem beide Sinne fehlen, bleibt in seiner Isolation. Die Welt ist für ihn dunkel, ohne Gestalt und ohne Leben – es gibt sie gar nicht. Der Taubblinde lebt nicht nur in einer Dunkelheit ohne Wort und Bild, er lebt auch in Angst und Unsicherheit. Er findet keinen Schutz, kein Geborgensein. Auch in ihm selbst gibt es nur Finsternis.

Sogar die Welt der Gedanken bleibt vermutlich leer, sie ist ja ein Mosaik aus Wort und Bild, aus bildhafter Erfahrung und Erinnerung. Und Empfindung?

Es gibt Unentwegte – Erzieher und Therapeuten –, die dieser Hoffnungslosigkeit trotzen. Im Sonderschulheim Tanne in Zürich betreuen sie einige von Geburt an taubblinde Kinder. Sie versuchen, diese Kinder aus der Dunkelheit herauszuholen, für sie einen Weg zur Aussenwelt zu bauen, sie die Welt erfahren zu lassen. Es gibt dafür nur eine einzige Möglichkeit: den direkten und individuellen Körperkontakt. Das Kind, das nie gesehen und gehört hat, braucht einen Menschen ganz für sich allein. Einen Menschen, der es an die Umwelt und an andere Menschen heranführt, der es im körperlichen Kontakt lehrt, dass es Tag und Nacht, dass es Essens- und Schlafenszeiten gibt, dass man sich waschen und kämmen kann, dass Regen und Sonnenschein einander ablösen. Wie das Kind die so entdeckte Welt erlebt, weiss niemand. Der Schritt vom Vegetieren zum Leben aber wird vollzogen, langsam, behutsam, sichtbar für den Betreuer, spürbar sicher auch für das Kind selbst. Es bleibt eine kleine, eng umgrenzte Welt. Die sachte sich entwickelnde Kommunikationsmöglichkeit bleibt beschränkt auf wenige Gebärden, auf Symbolzeichen, auf undifferenzierte Äusserungen von Lust und Unlust. Und dennoch: jeder Aufwand lohnt sich. Ein kleines Lächeln auf einem Gesicht, das früher dumpf und stumm blieb, ist der Lohn dafür. Ein kostbares Lächeln.

Das Sonderschulheim Tanne entstand fast zufällig. Ein Glücksfall brachte die Erzieherin Dorothee Goldschmid, die ein taubblindes Kind betreute, mit der Genossenschaft Tanne zusammen. Der Zweck dieser Genossenschaft ist die Förderung gemeinnütziger Werke; so interessierte sie sich für die Arbeit von Dorothee Goldschmid und für die Förderung der taubblinden Kinder überhaupt. Sie griff den Gedanken an ein Schulungsheim auf, ermöglichte den Start, indem sie selbst Geld für das geplante Heim investierte und später, bei der Umwandlung des «Vereins zur Förderung taubblinder Kinder» in die «Stiftung für Taubblinde» das nötige Stiftungskapital stellte. Beraten von Dr. H. S. Herzka, gründete Dorothee Goldschmid 1970 an der Südstrasse in Zürich eine Schule, eine Stätte der Förderung und der sicheren Zuflucht. Fast und ganz taubblinde Kinder wurden in der «Tanne» aufgenommen: Für die Kinder eine Chance, aus dem dunklen Nichts herauszuwachsen – für die Eltern eine neue Hoffnung, in manchen Fällen die Erlösung von einer Last, der sie nicht gewachsen waren. Die Invalidenversicherung anerkannte das Heim und übernahm damit auch die ihr gesetzlich möglichen finanziellen Verpflichtungen. Gemeinde- und Kantonsbeiträge sowie die Spenden von Gönnern helfen heute mit, das Heim zu tragen. Die Elternbeiträge können nur symbolisch sein; die wirklichen Kosten – für je zwei Kinder sind drei Betreuungspersonen vollamtlich angestellt – übersteigen ausnahmslos die finanziellen Möglichkeiten der betroffenen Familien. Glücklicherweise gibt es auch immer wieder einen «Retter in der Not».

Das taubblinde Mädchen Martha ist für viele schon zu einem Begriff geworden. Im Film «Martheli» steht es stellvertretend für die rund 50 von Geburt an taubblinder Kinder, die es in der Schweiz gibt. Dieser Film von René Wyser illustriert die Beziehung zwischen Martha und ihrer Betreuerin, zeichnet die schützende und fördernde Führung des behinderten Kindes durch einen gesunden Menschen nach. Stiftungsrat Dr. F. Schneeberger weckte damals an der Uraufführung das Verständnis für das zweifach sinngeschädigte Kind, für das Kind, das eben einen Menschen konstant um sich braucht, um überhaupt lebensfähig zu sein. Nur er – weder Heim noch Institution – kann das Kind aus der angstmachenden Gestaltlosigkeit herausholen und ihm, auf dem Umweg über Tasten und Riechen, Erleben und Leben zutragen.

Der Film allerdings ist fast brutaler als die Wirklichkeit: erbarmungslos deckt er nämlich auch die Abhängigkeit des behinderten Kindes von seiner Betreuerin auf. Das Kind kann nicht allein sein, und für das «Zwiegespräch» zwischen ihm und diesem ihm nächsten Menschen gibt es keinen Code, der sich von einer Drittperson übernehmen und anwenden liesse. Im Glücksfall finden die Kinder eine Konstante noch in ihren Eltern oder Pflegeeltern. Da die «Tanne» als Wocheninternat geführt wird, gehen die Kinder Samstag und Sonntag weg. Sie werden von den Wochenendbetreuern abgeholt oder von freiwilligen Fahrern zum Wochenendplatz gebracht. Von einer gewissen Entwicklungsstufe an, vor allem dann, wenn minimale Seh- oder Hörreste vorhanden sind, entfaltet sich auch da eine Beziehung, werden die Eltern oder Pflegeeltern als solche anerkannt und geliebt.

Bei einem Besuch in der «Tanne» tritt zutage, was bis jetzt verschwiegen blieb: Die taubblinden Kinder sind fast immer mehrfach geschädigt. Zum Fehlen von Seh- und Hörsinn kommen andere körperliche oder geistige Schäden. Die Motorik ist gestört, oder die geistige Aufnahmefähigkeit bleibt beschränkt, auch wenn Blindheit und Taubheit mittels künstlicher Kommunikationssysteme überwunden wären.

Trotzdem gibt es in den Entwicklungsstufen grosse Unterschiede. Im Vorteil sind die Kinder mit Seh- oder Hörresten; für sie verringert sich die Distanz zur Aussenwelt, sie finden schneller zum Gegenüber, und die kleine Spur von Sinneswahrnehmung erweitert ihr Weltbild und ihren Erlebnisreichtum. Im Vorteil sind auch jene Kinder, die nach der Geburt vorerst noch sehen oder hören konnten und erst später durch Krankheit oder Unfall geschädigt wurden. Sie haben ein anderes «Fundament», weil sie nach der Geburt ihre Mutter wahrnehmen und damit ein Gefühl von Schutz empfinden konnten, weil eine Erinnerung an Klang und Bild sie bereichert.

Wenn eine wirkliche Entwicklung aber gar nicht möglich ist? Bringt die Schulung dem Taubblinden dann dennoch Hilfe, oder bringt sie nur neue Probleme? Diese Frage stellt sich unausweichlich, sie bleibt aber nicht offen. So klein die Fortschritte auch sind, immer differenzieren und erweitern sie das Leben des Kindes, machen es tragfähiger, reicher und glücklicher. Es bleibt ein Gewinn: das Kind lernt, besser mit seinen Einschränkungen zu leben.